

Teil 2 Sprachliche Situationen und sprachliche Probleme

Einleitung: Anne-Nelly Perret-Clermont

Perret-Clermont, A.-N. (1995). Einleitung des zweiten Teiles « Sprachliche Situationen und sprachliche Probleme ». In E. Poglià, A.-N. Perret-Clermont, A. Gretler & P. Dasen, (Eds). Interkulturelle Bildung der Schweiz. Bern: Peter Lang.

Der Sprache kommt eine bedeutende Stellung im Seelenleben des Menschen zu; man könnte so weit gehen, sie aus psychologischer Warte zu beschreiben als entstanden aus dem Wunsch des Kindes, zu leben und zu lieben, während sie andererseits zugleich diesen Wunsch zeugt und nährt.

Die Worte, welche die frühe Kindheit begleiten, bezeichnen und interpretieren die Erfahrung und geben der Erinnerung, den Plänen und Hoffnungen ihre Form. Sie vermitteln dem heranwachsenden Wesen die Begriffe für seine Identität und formen diese.

In Augenblicken der Angst oder der Nachdenklichkeit haben sich Menschen die Frage gestellt: Ist es die Sprache, die uns vom Tier unterscheidet? Zweifellos wird einem die Bedeutung der Sprache vor allem in Situationen bewusst, wo man nicht auf sie zurückgreifen kann: gegenüber einem Kleinkind (*infans* = nicht sprechend) beispielsweise, aber zweifellos noch stärker gegenüber dem Fremden ... und die obige Frage stellt sich wieder, in einer Form, die einen unterschwelligem Beiton haben kann: Ist er denn überhaupt ein Mensch wie ich, wenn er nicht spricht wie ich?

Das Sprechen stützt sich auf die Sprache, aber der Sprecher reflektiert im allgemeinen kaum über diese Sprache – vor allem dann nicht, wenn er in einer einsprachigen Welt lebt. Die Entdeckung der Andersartigkeit des Mehrsprachigen oder des Anderssprachigen macht Grenzen bewusst, lässt einen die Beschränktheit seines Sprechvermögens erfahren oder die interpersonellen Abhängigkeiten, von denen die Kommunikation abhängig ist. Das fragiler gewordene Ich sucht alsdann nach den Kompensationen, die jedem Psychologen bekannt sind, der sich mit Attributionen beschäftigt hat: man sucht nach Defiziten in der Andersartigkeit des andern, um die Bedrohlichkeit zu vermindern. Die alten Griechen bezeichneten die Fremden als Barbaren und machten sie lautmalerisch zu Wesen, denen die Fähigkeit zum artikulierten Sprechen abgeht. Spuren von Ethnozentrismus – in vielleicht weniger plumper Weise, aber derselben Art – finden sich noch in unserem heutigen wissenschaftlichen Denken: So finden sich in den ersten Hypothesen, die zur Sprache von minoritären oder machtlosen Gruppen aufgestellt worden sind (man

denke etwa an den »restringierten Code« der Unterschicht, an die Zeichensprache der Gehörlosen, an die Mehrsprachigkeit der Migrantenkinder) stets Aspekte von Herabminderung, indem immer wieder von Defiziten, von Hilfsbedürftigkeit, von Behinderung usw. gesprochen wird.

Und gestehen wir es ein: Auch wir sind bei der Herausgabe des ersten Bandes von «Fremde Heimat» (1981) zu einem gewissen Grad in diese Falle getreten. Lautete unser Untertitel nicht «Soziokulturelle und sprachliche Probleme von Fremdarbeiterkindern»? Gewiss, Probleme gab und gibt es. Aber die einseitige Zuschreibung dieser Probleme an die Fremden, die Fremdarbeiterkinder, machte in einem gewissen Masse blind für die Komplexität der *interaktiven Phänomene*, an denen die einheimischen Gruppen genauso teilhaben wie die zugewanderten. Ferner legte der Untertitel interpretatorisch schon fest, wo die Probleme lagen (bei der Sprache und im Soziokulturellen), und setzte Kausalitäten als gegeben, noch bevor die Untersuchung begonnen hatte. Auch wenn die Beiträge dieses ersten Bandes nicht von einer dermassen schiefen Optik geprägt waren, sondern neue Perspektiven auf die Problematik eröffneten – aber auch weil sie dies taten, erschien es uns wichtig, diesen Fragenbereich nochmals zu thematisieren.

Wir haben deshalb *Bernard Py* gebeten, uns auf dem Hintergrund der aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnisse einen Überblick zu verschaffen über die problematischen Beziehungen zwischen Sprache und Migration; er hat dies getan unter Bezugnahme auf die anderen Beiträge in diesem Teil des Buchs.

Romano Müller geht anschliessend auf einen speziellen Aspekt ein: Aus der Analyse zahlreicher Arbeiten – vorwiegend aus dem deutsch- und dem englischsprachigen Raum – scheinen komplexe Bezüge auf, welche den Erst- und den Zweitspracherwerb miteinander verbinden. In einem zweiten Beitrag untersucht er die Folgen dieses Prozesses für den Sonderfall der deutschschweizerischen Schulen, welche an sich schon in einer heterogenen Realität operieren, unterscheiden sich in der Deutschschweiz doch die gesprochene Sprache (Schweizerdeutsch) und die geschriebene Sprache (Standarddeutsch), die zugleich die offizielle Sprache der Institution Schule ist.

Im nächsten Beitrag geht *Micheline Rey-von Allmen* diesen Fragen in einem zwar frankophonen Kontext nach, aber ihr reicher europäischer Erfahrungshintergrund ist stets gegenwärtig. Hauptthema ist in ihrem Text ganz allgemein die Interaktion von Sprachen in Gesellschaft und Schule.

Christine Othenin-Girard nimmt die auch bei Bernard Py gestellten Fragen auf und sucht zu präzisieren, welche schulischen Praktiken – durch Einbezug der sozialen, kulturellen und sprachlichen Kontexte und in Berücksichtigung der identitätsbezogenen Werte, die sie vermitteln – am ehesten geeignet sind, die Schülerinnen

und Schüler hinsichtlich ihres Verhältnisses zur Sprache mit den notwendigen Instrumenten zu versehen bzw. welche dieser Praktiken sie mitzuspielen ausserstand setzen, indem sie ihnen die entsprechenden Lerngelegenheiten vorenthalten.

Die Leserin, der Leser wird in diesem Teil ohne Zweifel mit der ganzen Komplexität der pädagogischen Fragen konfrontiert, denen sich eine plurikulturell gewordene Gesellschaft gegenübergestellt sieht, wenn sie die gesellschaftlichen Gleichgewichte wahren und ihren Bildungsauftrag wahrnehmen will.